

Das Grande Finale von Erich Vock

Der Schauspieler, Regisseur und Produzent schenkt sich zum 60. Geburtstag einen Schwank und hat den Ruhestand vor Augen.

Rosmarie Mehlin

«De Heiri hätt es Chalb verchauft, de Heiri wott, dass öppis lauft ...» 425 Mal hat Erich Vock als legendäres Bäuerlein in Paul Burkhardts «Die kleine Niederdorfoper» auf der Bühne des Zürcher Bernhard-Theaters gestanden – bis dato! Man kann allerdings darauf wetten, dass Vock es locker auf über 500 Vorstellungen bringen wird. Und ganz klar ist, dass der Abgesang des bitter enttäuschten Bäuerleins Heiri – «Mir mag halt niert öppis gunne, für alli andere schiint d'Sunne ...» – mit dem Menschen und Schauspieler Erich Vock rein gar nichts gemein hat.

Auf der Bühne ein Komiker der Extraklasse, privat offen, höflich und zuvorkommend. «Ich liebe die Ruhe, mag alles nicht, was schnell geht.» Wenn er am 16. Februar seinen 60. Geburtstag feiert, kann Vock auf eine, an Erfolgen enorm reiche Karriere zurückblicken. «In der dritten Primarklasse hatte ich zum Thema «Was ich einmal werden will» in einem Aufsatz «Schauspieler» geschrieben.» Erich wuchs in Baden auf. Seine Mutter war Abwartin im Kinderheim Klösterli, sein Vater Chauffeur beim Bauamt. «Als ich mich nach der Matur, statt an der Uni einzuschreiben, schnurstracks für die Schauspielakademie Zürich bewarb, war das zunächst eine herbe Enttäuschung für meine Eltern. Aber als ich aufgenommen wurde, war ihre Skepsis rasch verflogen.»

Nach der Ausbildung war er ab 1986 Ensemblemitglied am Stadttheater Hildesheim in Niedersachsen. «Ein Drei-Sparten-Haus, in dem ich mich mit acht Premieren pro Saison richtig freispielen konnte.» Vock war glücklich als Schauspieler in Deutschland. Doch 1989 sorgte ein Anruf aus Zürich für eine entscheidende Wende in seinem beruflichen Leben.



425 Mal stand Erich Vock bisher als Bäuerlein Heiri in der «Kleinen Niederdorfoper» auf der Bühne.

Bild: ZVG

In jenem Jahr wurde im «Corso» am Bellevue die sechste Produktion der «Kleinen Niederdorfoper» gestartet – mit dem unver-

«Ich liebe die Ruhe, mag alles nicht, was schnell geht.»

Erich Vock
Schauspieler

gesslichen Ruedi Walter als Heiri. Er hatte die Rolle bereits 1951 an der Uraufführung im Zürcher Schauspielhaus gespielt. Der 27-jährige Vock wurde als bleicher Jüngling engagiert. Diese Rolle war der Grundstein für seine Karriere als Dialektschauspieler, der nach Walters Tod im Jahre 1990 langsam in dessen Fussstapfen zu treten begann.

Es war Liebe auf den ersten Blick

Mentor und weiteres Vorbild war in den folgenden Jahren Jörg Schneider. Mit ihm auf der Bühne hat Vock in unzähligen Schwänken wie «Rente gut – alles gut» oder «Alles uf Chraneschii» – um nur zwei Beispiele zu nennen – das Bernhard-Theater unter den Lachsälven des Publikums erzittern und auf der

Hechtplatz-Märchenbühne die Herzen von Abertausenden von Mädchen und Buben höher schlagen lassen.

1993 waren sich Erich Vock und der zwei Jahre jüngere gebürtige Tiroler Schauspieler und Regisseur Hubert Spiess begegnet. «Wir beide waren für Goldonis «Diener zweier Herren» ans Sommertheater Winterthur engagiert. Es war Liebe auf den ersten Blick.» Seit jenem Sommer sind Hubert und Erich unzertrennlich und überaus glücklich. Nach welchem Rezept? «Dass uns nichts egal ist, dass wir über alles reden und nichts einfach im Raum stehen lassen.» Am 4. Juli 2003 liessen sie ihre Partnerschaft registrieren. «Drei Tage nachdem das im Kanton Zürich möglich geworden war.»

Gemeinsam führen sie seit 1994 die «Zürcher Märchenbühne», deren Repertoire heute 22 Märchen umfasst. Seit November und bis zum 10. April stehen beide aktuell in «Urmel aus dem Eis» auf der Hechtplatz-Bühne. Daneben laufen intensive Proben für «Floh im Ohr» von Georges Feydeau (1862-1921) – eine der turbulentesten Komödie der Theatergeschichte, die Erich Vock sich mit der Premiere am kommenden Mittwoch zu seinem 60. Geburtstag schenkt. Produziert wird die Aufführung von der 2007 von Hubert und Erich gegründeten Firma spock productions GmbH. Vock inszeniert nicht nur sein Geschenk an sich selbst, er spielt auch die überaus köstliche Doppelrolle eines Versicherungsdirektors und des Hausdieners in einem

Bordell. Damit nicht genug: Wie schon viele andere Stücke zuvor, hat Erich Vock «Floh im Ohr» auch ins Schweizerdeutsche übertragen. Als Vorlage diente ihm aber nicht etwa die deutsche Übersetzung von Elfriede Jelinek. «Ich habe das französische Original übertragen. Allein Feydeaus Regieanweisungen sind wahre Bijoux.» «Floh im Ohr» wird bis zum 15. Mai im Bernhard-Theater zu sehen sein: Schon jetzt sind über 10 000 Tickets verkauft. Was für ein Geschenk.

Am 27. April 2025 ist endgültig Schluss

Ohne zu zögern, bekennt Vock, dass er abergläubisch ist und eiserne Theaterregeln strikt einhält: «Keine Schuhe auf dem Tisch, ausserhalb einer Aufführung nicht essen, keine privaten geöffneten Schirme, keine private Kopfbedeckung auf der Bühne und – ganz wichtig – nicht pfeifen im Theater.»

Erich, der Schauspieler vom Scheitel bis zur Sohle, der Unermüdliche, Umtriebige – dieser Erich ist fest entschlossen, gemeinsam mit Hubert den Beruf in drei Jahren an den Nagel zu hängen: «Das Datum steht fest. Am 27. April 2025 werden wir das letzte Mal auf der Bühne stehen – ich als Heiri.»

Hubert und er hätten noch so viele andere Pläne: Regionen in der Schweiz und Europa entdecken, Sprachen und Langlauf lernen – vor allem «Ruhe in der Langsamkeit finden». Hat Erich sonst noch einen grossen Wunsch offen? «Ja. Aber den verrate ich dir nicht, sonst geht er nicht in Erfüllung», antwortet er mit vor Schalk blitzenden Augen.

Floh im Ohr. Schwank von Georges Feydeaux. Dialekt von Erich Vock. 16. Febr. – 15. Mai, Bernhard-Theater Zürich. Urmel aus dem Eis, bis 10. April, Theater Hechtplatz Zürich.

Wenn Lisa Eckhart den Punker Campino liebt

Das Theater Basel riskiert mit Verdis «Don Carlos» wenig, hat einen tollen Dirigenten und eine gute Regie – trotz dreier Dummheiten.

Christian Berzins

Ach geliebter «Don Carlos»! Du Oper, in der die Hölle Dämonen auf die Erde schickt, traurigste Gedanken auf den Seelen liegen und die schönsten Freundschaftshymnen gesungen werden. Sechs Menschen kämpfen um Macht und Liebe. Die persönlichen Schicksale sind eng verknüpft mit dem (katholischen) Weltgeschehen. Und dazwischen posaut (oder eher oboet) Schiller, auf den das Drama zurückgeht, die Worte «Freiheit» und «Freundschaft».

Der Grundkonflikt ist einfach: König Philipp heiratet Elisabeth, die Verlobte seines Sohnes Don Carlos. Der Freund von Carlos wird Intimus des Königs, und Hofdame Eboli, die Geliebte des Königs, liebt Carlos... Der



Entblösste, einsame und verletzte Menschen. Bild: Matthias Baus

Grossinquisitor mag donnergrollen: In dieser Konstellation entgleitet selbst dem König die Kontrolle. Den anderen sowieso, deswegen werden sie von den Opernmenschen so geliebt.

Den letzten Basler «Don Carlos» verliess ich noch in der Pause angewidert. Regisseur Calixto Bieito hatte 2006 das Werk in sein «Gewalt, Religion und Sex»-Schema gepresst, was ab-

schreckend gut aufging: Zum grossen Freundschaftsduett onanierten Posa und Don Carlos, König Philipp vergewaltigte bald seine Ehefrau und der Prinz wurde zum Selbstmordattentäter samt Sprengstoffgürtel...

Das Publikum war ob der grauenvoll grandiosen Regie halb begeistert, halb empört, Basel holte sich noch 2008 den Titel «Opernhaus des Jahres» und der Intendant sass bald in Hamburg. Ihm war egal, dass «Don Carlo» bloss zu 55 Prozent verkauft war.

Basels aktueller Intendant Benedikt von Peter, der dem Luzerner Theater glückliche Jahre geschenkt hatte, wird ebenfalls nicht ewig in Basel bleiben, zieht seine verspielte Regielinie auch hier weiter. Er weiss aber, dass der Aufwand für «Don Carlos»

zu gross ist, um mit den elf Vorstellungen nicht 10 000 Zuschauer zu erreichen. Sein Theater soll nicht für die Kritiker, sondern für die Baslerinnen und Basler da sein. Da kann auch mal ein Altmeister wie Richard Peduzzi das Bühnenbild entwerfen. Altmodisch? Schön!

In den stimmungsvollen Bildern legt Regisseur Vincent Huguet den Fokus auf das Familiendrama, macht drei Dummheiten, startet aber sehr schwungvoll. Der Titelheld ist frech und frisch verliebt und gleicht in seinen Lederhosen und dem Olaf-Scholz-Pulli Punkmusiker Campino. Doch mit jeder Szene verliert dieser schön singende Don Carlos (Jochim Bäckström) genauso wie Elisabeth (Yolanda Auyanet) an szenischer Kraft. Ihr finaler Ab-

gang in die Welt, wo das Leben besser ist, geht unter. Umso mehr steigt Eboli auf, die nicht nur optisch, sondern auch mit ihrer sadistischen Seite an Slampoetin Lisa Eckhart erinnert. Nur der Dolch des Königs kann diese Frau stoppen. Szenisch und stimmlich überragt Kristina Stanek alle, selbst den Balsam-Bariton von John Chest (Posa).

Die Krönung des vierstündigen Abends ist das sensibelfeuerige Dirigtat von Michele Spotti. Der 29-jährige Mailänder verleitet das Basler Sinfonieorchester zum Höhenflug, entlockt ihm packende Dramatik und unzählige klangliche Schönheiten.

Dieser «Don Carlos» liegt zwischen den Extremen, medioker ist er deswegen nicht, er hat sogar Potenzial, neue Opernliebhaber zu schaffen.